

In der qualitativen bzw. rekonstruktiven Sozialforschung erfreuen sich Interviews als Erhebungsverfahren großer Beliebtheit. Dabei lässt sich eine große Vielfalt mehr oder weniger unterschiedlicher Interviewarten feststellen: vom „thematischen“, „problemzentrierten“, „biographischen“ und „fokussierten“ Interview über das „Experteninterview“ bis hin zum „Tiefen-“ und „Leitfadeninterview“. Wenn auch die Unterschiede zwischen diesen Verfahren nicht immer so klar und prägnant sind, haben sie doch eines gemeinsam: Alle diese Interviewformen tragen der Offenheit der Kommunikation in der qualitativen bzw. rekonstruktiven Sozialforschung (vgl. Hoffmann-Riem 1980) zumindest dadurch Rechnung, dass sie keinerlei Vorgaben für die Antworten der befragten Personen machen – dies im Gegensatz zu standardisierten Interviews der Hypothesen überprüfenden, statistisch orientierten Sozialforschung.

Offenheit der Kommunikation bedeutet allerdings nicht, dass in der rekonstruktiven Sozialforschung Interviews jeglicher Strukturierung entbehrten. Interviews werden immer durch die Interaktion zwischen Forschenden und Erforschten strukturiert, wobei es in unterschiedlichem Maße zu Intervieweingriffen kommen kann. Dies lässt sich exemplarisch anhand der idealtypischen Unterscheidung von biographischen und leitfadengestützten Interviews deutlich machen:

In *biographischen Interviews* hören die Forschenden nach der biographischen, erzählgenerierenden Eingangsfrage über eine längere Zeitstrecke hinweg ausschließlich der biographischen Erzählung der zu erforschenden Personen zu, um dann zunächst Nachfragen zu bereits angesprochenen Themen (sog. immanente Nachfragen) zu stellen und erst gegen Ende des Interviews auch neue Themen einzubringen, d. h. exmanente Fragen anzubringen oder sogar die erforschten Personen dazu zu bringen, eigene Handlungsweisen argumentativ zu begründen.

Demgegenüber werden in *leitfadengestützten Interviews* nacheinander mehrere Themen durch die Forschenden vorgegeben, sodass die befragten Personen nicht

mehr (innerhalb ihrer Biographie) das Thema ihrer Erzählung frei wählen können, sondern sich an den Vorgaben und artikulierten Untersuchungsinteressen der Forschenden orientieren müssen. Allerdings wird auch hier abgewartet, bis die befragten Personen alles, was ihnen zu einem ersten Thema einfällt, geschildert haben, bevor eine Frage zu einem zweiten Thema gestellt wird.

Trotz dieser Unterschiede ist beiden Interviewarten folgendes gemeinsam: Gleich ob nach der Biographie gefragt wird oder mit einem Leitfaden unterschiedliche Themen behandelt werden, geht es immer darum, nicht nur Meinungen, Einschätzungen, Alltagstheorien und Stellungnahmen der befragten Personen abzufragen, sondern *Erzählungen* zu deren persönlichen, in ihrer Handlungspraxis fundierten Erfahrungen hervorzulocken. Dies bedeutet, dass sowohl biographische als auch leitfadengestützte Interviews prinzipiell *narrativ fundiert* sind bzw. sein sollten (vgl. Schütze 1978, S. 1 ff.). Warum es – gerade im Kontext der dokumentarischen Methode – so wichtig ist, dass Interviews narrativ angelegt sind, ist eines der Themen dieses Kapitels.

Zunächst erläutere ich, was unter leitfadengestützten Interviews zu verstehen ist, wobei ich exemplarisch auf die Ansätze des „Experteninterviews“ und des „problemzentrierten Interviews“ eingehe (2.1). Dann werde ich mich jener Interviewform widmen, in der nicht nur thematisch begrenzte Narrationen, sondern biographisch angelegte Groß Erzählungen erhoben werden: dem „biographischen Interview“ (2.2).

2.1 Leitfadengestützte Interviews

In ihrem ‚klassisch‘ zu nennenden Aufsatz zum Experteninterview schreiben Michael Meuser und Ulrike Nagel:

„In unseren Untersuchungen haben wir mit offenen Leitfäden gearbeitet, und dies scheint uns die technisch saubere Lösung der Frage nach dem Wie der Datenerhebung zu sein. Eine leitfadenorientierte Gesprächsführung wird beidem gerecht, dem thematisch begrenzten Interesse des Forschers an dem Experten wie auch dem Expertenstatus des Gegenübers. Die in die Entwicklung eines Leitfadens eingehende Arbeit schließt aus, dass sich der Forscher als inkompetenter Gesprächspartner darstellt. [...] Die Orientierung an einem Leitfaden schließt auch aus, dass das Gespräch sich in Themen verliert, die nichts zur Sache tun, und erlaubt zugleich dem Experten, seine Sache und Sicht der Dinge zu extemporieren.“ (2002, S. 77)

Meuser und Nagel geht es darum, an offenen Leitfäden orientiert Expert(inn)en nach ihrem „Betriebswissen“ (ebd., S. 76) zu befragen. Thema ist nicht ein Hand-

lungsfeld, über das die Experten sich zwar viel Wissen (sog. „Kontextwissen“, ebd.) angeeignet haben, in dem sie aber nicht selbst handeln; unter Betriebswissen ist vielmehr das Wissen der Expert(inn)en über ihr *eigenes Handlungsfeld* zu verstehen. Typische Experten, die so befragt werden können, sind zum Beispiel der Personalchef über die Einstellungspraxis in seinem Unternehmen, die Existenzgründerin über die Schwierigkeiten der Beschäftigung von Mitarbeitern, der grüne Aktivist über seine politischen und pädagogischen Kampagnen, der Ausländeramtschef über Entscheidungen zur Aufenthaltsbeendigung von ausländischen Staatsbürger(inne)n.

In Experteninterviews bildet daher – so Meuser und Nagel – nicht „die Gesamtperson den Gegenstand der Analyse, d. h. die Person mit ihren Orientierungen und Einstellungen im Kontext des individuellen oder kollektiven Lebenszusammenhangs“ (ebd., S. 72). Vielmehr werden die Expert(inn)en vornehmlich zu ihrem „organisatorischen oder institutionellen Zusammenhang“ befragt, „der mit dem Lebenszusammenhang der darin agierenden Personen gerade nicht identisch ist und in dem sie nur einen ‚Faktor‘ darstellen“ (ebd., S. 72 f.). So verstanden, spricht man die „ExpertInnen als *RepräsentantInnen* einer Organisation oder Institution an, insofern sie die Problemlösungen und Entscheidungsstrukturen (re-)präsentieren“ (ebd., S. 74; Hervorhebung von mir).

Der Leitfaden dient nicht nur dazu, die Befragten zu den für eine Organisation oder einen institutionellen Rahmen zentralen Themen hinzuleiten und auf diese Weise den Expert(inn)en gegenüber ein ebenbürtiger Gesprächspartner zu sein; der Leitfaden wird auch dazu genutzt, die „Vergleichbarkeit der Interviewtexte“ zu sichern (Meuser und Nagel 2009, S. 476). Denn da allen Expert(inn)en prinzipiell entlang desselben Leitfadens Fragen gestellt werden, sind die Interviews zumindest insofern vergleichbar, als sich alle befragten Personen zu denselben Themen äußern mussten. Dies wird noch für die Auswertung von Leitfadeninterviews von Bedeutung sein (s. dazu Kap. 4).

Der Gebrauch eines Leitfadens ist allerdings nicht mit einer Standardisierung der Erhebungssituation zu verwechseln. „Der Leitfaden wird flexibel und nicht im Sinne eines standardisierten Ablaufschemas gehandhabt, um unerwartete Themendimensionierungen durch den Experten nicht zu unterbinden. Diesem wird Gelegenheit gegeben, zu berichten, wie er Entscheidungen trifft, anhand von Beispielen zu erläutern, wie er in bestimmten Situationen vorgeht, zu extemporieren usw.“ (Meuser und Nagel 2003, S. 58). Gerade die „narrativen Passagen“ seien, so Meuser und Nagel (1994, S. 184), für die Auswertung der Experteninterviews von besonderer Bedeutung.

Dass mit den Fragen eines Leitfadens unter anderem Erzählungen auf Seiten der Befragten in Gang gesetzt werden können, gehört auch zu den zentralen An-

nahmen des „problemzentrierten“ bzw. „qualitativen Interviews“, wie es Andreas Witzel (1982, 1985) entwickelt hat. Witzel sieht den Leitfaden vornehmlich als flexible „Gedächtnisstütze für den Interviewer“ (1982, S. 90):

„Zum einen ‚hakt‘ ... der Interviewer sozusagen im Gedächtnis die im Laufe des Interviews beantworteten Forschungsfragen ab, kontrolliert also durch die innere Vergegenwärtigung des Leitfadens die Breite und Tiefe seines Vorgehens. Zum anderen kann er sich aus den thematischen Feldern, etwa bei stockendem Gespräch bzw. bei unergiebigem Thematisieren, inhaltliche Anregungen holen, die dann ad hoc entsprechend der Situation formuliert werden. Damit lassen sich auch Themenfelder in Ergänzung zu der Logik des Erzählstranges seitens des Interviewten abtasten, in der Hoffnung, für die weitere Erzählung fruchtbare Themen zu finden bzw. deren Relevanz aus der Sicht der Untersuchten festzustellen und durch Nachfragen zu überprüfen.“ (ebd.)

Der Leitfaden steht hier der Erzählgenerierung nicht entgegen, sondern erscheint geradezu als das Instrument für die narrative Ausgestaltung von Interviews. Nicht nur die groß angelegte Biographie kann also mit einer erzählgenerierenden Frage erhoben werden, auch einzelne Themengebiete, seien dies Ausschnitte aus dem „Betriebswissen“ eines Experten oder andere interessierende Themen und Problemfelder (Berufsausbildung, zwischengeschlechtliche Beziehungen, Auslandseinsätze und andere mehr), können erzählend geschildert werden.

Voraussetzung hierfür ist selbstverständlich, dass die durch den Leitfaden thematisch oder sogar im Wortlaut vorgegebenen Fragen erzählgenerierend sind. Nur wenn sie die Befragten dazu anregen, ausführlich über ihre thematisch relevanten Erfahrungen zu erzählen, kann das ganze Erzählpotential ausgeschöpft werden.

Es bietet sich an, die im Leitfaden vorgesehenen Fragen nicht nur einmal zu stellen, und dann sogleich zum nächsten Thema des Leitfadens überzugehen. Es ist vielmehr von hoher Bedeutung, weitere Fragen zum bereits angesprochenen Thema zu stellen, d. h. immanent nachzufragen. Andreas Witzel unterscheidet hier zwischen „allgemeinen Sondierungen“ (1982, S. 98), mit denen bereits eröffnete Themengebiete vertieft und detailliert werden, einerseits und „spezifischen Sondierungen“ andererseits (ebd., S. 100). Sind die Ersteren narrativ angelegt, so geht es Witzel bei den Letzteren darum, durch „Zurückspiegelungen“, „Verständnisfragen“ und „Konfrontationen“ (ebd., S. 100 f.) die Befragten argumentativ unter Druck zu setzen und zur Explikation ihrer Motive und Handlungsgründe zu bewegen. Hierzu bedarf es allerdings einer kritischen Anmerkung.

So sehr es sinnvoll ist, Themen durch immanente und narrativ angelegte Nachfragen zu vertiefen, um das volle Erzählpotential auszuschöpfen, so sehr muss doch aus Sicht der Dokumentarischen Methode den argumentativen Textsorten

mit ihrer Betonung von Handlungsmotiven und -gründen mit Skepsis begegnet werden. Denn während Erzählungen nahe der Erfahrung und erlebten Handlungspraxis liegen – und damit der Artikulation „atheoretischen Wissens“ und „konjunktiver Erfahrung“ dienen –, wird der Interviewpartner in den argumentativen Textstellen vornehmlich zur „Explikation seiner Sichtweise bestimmter Problemfelder“ (ebd., S. 69) gedrängt. Wenngleich den Interviewten nicht abzusprechen ist, dass sie wissen, wie man bestimmte Handlungsprobleme bewältigt, ist doch nicht davon auszugehen, dass die Interviewten auch wissen, was sie da alles wissen, dass die Interviewten also ihr Wissen einfach explizieren können (vgl. Bohnsack et al. 2013b, S. 12). Das Wissen der Interviewten ist, gerade wenn es handlungsleitend ist, häufig ein „atheoretisches Wissen“ (Mannheim 1980, S. 73), das von den Forschenden erst expliziert werden muss. Die Interviewten zur Selbstexplikation zu drängen, würde diese Differenz zwischen atheoretisch-implizitem und theoretisch-explizitem Wissen ignorieren und das Interview auf die Ebene des expliziten Wissens reduzieren.

Auch und gerade in Leitfadeninterviews ist es also wichtig, erzählgenerierende Fragen zu stellen und die Schilderungen der Befragten durch immanente narrative Nachfragen zu vertiefen. Wenn dann doch auch argumentative Stellungnahmen der Befragten erhoben werden sollen, muss die kategoriale Differenz zwischen Erzählung und Argumentation beachtet werden. Wie wichtig diese kategoriale Differenz ist, wurde innerhalb der rekonstruktiven Sozialforschung zuerst von Fritz Schütze im Zuge der Entwicklung des biographischen Interviews herausgearbeitet.

2.2 Biographische Interviews

Wenngleich Fritz Schütze vornehmlich als Entwickler des biographischen Interviews bekannt geworden ist, muss an dieser Stelle daran erinnert werden, dass die Ursprünge des biographischen Interviews im so genannten „narrativen Interview“ liegen, mit dem Schütze in den 1970er Jahren die Erfahrungen von Lokalpolitikern bei den Gemeindezusammenlegungen in Hessen erforscht hat (vgl. Schütze 1976, 1978). Auch Schütze hat also zunächst durchaus thematisch fokussierte Interviews geführt, deren Fragen gleichwohl narrativ angelegt waren. Erst später hat Schütze aus dem narrativen Interview heraus die Methode des biographischen Interviews entwickelt und der erzähltheoretischen Fundierung seines Erhebungsverfahrens eine biographietheoretische Methodologie beigelegt. Wenn im Folgenden das biographische Interview als Instrument zur Erhebung biographischer Stegreiferzählungen erläutert wird, sollten diese Wurzeln des Instrumentes, die es in die Nähe von leitfadengestützten Interviews bringen, nicht vergessen werden. Denn nicht

nur „autobiographische Stegreiferzählungen“, sondern auch thematisch gebundene Erzählungen können „mit Mitteln des narrativen Interviews hervorge lockt“ werden (Schütze 1983a, S. 285).

2.2.1 Drei Abschnitte des biographischen Interviews

Schütze gliedert das biographische Interview in drei Abschnitte: die Eingangserzählung, den narrativen Nachfrageteil und den argumentativ-beschreibenden Frageteil.

Eingangserzählung: Der erste Teil des Interviews wird durch eine „autobiographisch orientierte Erzählaufforderung“ (Schütze 1983a, S. 285) in Gang gesetzt, wobei hier sowohl die gesamte Autobiographie thematisch sein kann als auch bestimmte zeitliche Abschnitte der Lebensgeschichte (z. B. die Partnerwahl) oder spezifische thematische Aspekte (z. B. die innerfamiliären Beziehungen) oder auch Kombinationen zwischen beiden (z. B. die Berufsbiographie). Eine Fokussierung auf zeitliche Abschnitte oder thematische Aspekte droht allerdings, „die Datenbasis ... im Vorhinein künstlich zu verengen“, insofern dem Thema/Abschnitt vorausgehende „mögliche Vorentwicklungen nicht berücksichtigt werden“ (Küsters 2009, S. 46). Es hat sich daher als sinnvoll erwiesen, auch solche narrativen Interviews, die nur der Untersuchung eines bestimmten biographischen Themas oder Zeitabschnitts dienen, mit einer auf die ganze Autobiographie abzielenden Eingangsfrage zu beginnen.

Zwei Beispiele für autobiographisch orientierte Erzählaufforderungen:¹

1) im Zusammenhang einer Studie über Senior(inn)en, die sich für das Internet interessieren:

„ich hatte vorhin schon erzählt dass ich ähm mich für Ihre gesamte Lebensgeschichte (.) nicht nur für (.) ihre Technikerfahrung mit Internet und Computer und so interessiere; ich interessier mich eigentlich auch für (2) ähm (.) ihre Technikerfahrung bevor sie mitm Computer Kontakt gehabt haben, aber insgesamt ihre gesamte Lebensgeschichte und ähm da (.) möchte ich sie auch bitten (.) emm ausführlich zu erzählen; auch einzelne Erinnerungen Geschichten die ihnen irgendwie noch (.) präsent sind; die für sie wichtig sind, für ähm ihr (.) ihre Person; ihre Entwicklung; und (2) äh das sind ja auch ähm ebenfalls erzählen; ich hab viel Zeit, und ähm hör ihnen gerne zu, (2) ähm möchte dann sie bitten jetzt einfach anzufangen; ihr (.) Lebensgeschichte mir zu erzählen.“

1 Zu den Regeln der Transkription siehe den Anhang. Weitere Beispiele für Erzählaufforderungen finden sich in Küsters 2009, S. 44f. Eine so lesenswerte wie hilfreiche Anleitung zur Durchführung narrativer (Leitfaden-) Interviews bietet Schütze 1978.

2) im Zusammenhang einer Studie über die Biographien von Jugendlichen mit Migrationshintergrund:

„Ja dann eh:m britt ich Dich (.) fang einfach dort an eh:m Deine (.) Lebensgeschichte zu erzählen wo Du anfangen möchtest“

Auf die Eingangsfrage folgt die „autobiographische Anfangserzählung“, die von den Interviewenden nicht unterbrochen werden sollte und üblicher Weise mit einer „Erzählkoda (z. B.: ‚So, das war’s: nicht viel, aber immerhin ...‘)“ (Schütze 1983a, S. 285) endet. In diesem Moment ist es ratsam, eine längere Schweigepause abzuwarten und auf diese Weise sicher zu gehen, dass der/die Interviewte alles erzählen konnte, was sie von sich aus erzählen wollte.

Narrativer Nachfrageteil: Im zweiten Teil des biographischen Interviews werden bereits angesprochene Themen erneut nachgefragt und auf diese Weise vertieft. Der/die Interviewer/in „schöpft das tangentielle Erzählpotential aus, das in der Anfangserzählung an Stellen der Abschneidung weiterer, thematisch querliegender Erzählfäden, an Stellen der Raffung des Erzähldukts wegen vermeintlicher Unwichtigkeit, an Stellen mangelnder Plausibilisierung und abstrahieren der Vagheit, weil die zu berichtenden Gegenstände für den Erzähler schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch sind, sowie an Stellen der für den Informanten selbst bestehenden Undurchsichtigkeit des Ereignisgangs angedeutet ist“ (ebd.). Es kommt hier also zu „immanenten Frageformulierungen“, die die alleinige Funktion haben, „die narrative Kreativität des Informanten zu unterstützen“, mit denen aber „möglichst in keinem Fall gerade ablaufende Erzählsequenzen des Informanten ... unterbrochen werden“ sollten (Schütze 1978, S. 34).

Zwei Beispiele für immanente narrative Nachfragen:

1) im Zusammenhang einer Biographiestudie über Existenzgründer/innen:

„Vielleicht können Sie noch mal Sie hatten vorhin ja erwähnt dass Sie oder Du hattest vorhin erwähnt dass Du irgendwie in der Kindheit in Wittenberge² schon so viel mit Musik gemacht hast und ähm auch schon damals Puppen gebaut hast. Kannst Du das noch mal ein bisschen genauer erzählen wie das kam und ähm wie Ihr das gemacht habt und so?“

2 Alle Eigennamen aus den Interviews, die sich in diesem Buch finden, wurden zwecks Anonymisierung geändert.

2) im Zusammenhang derselben Studie:

„Wie kam das dass Sie diese Percussiongruppe gesehen haben, können Sie das vielleicht nochmal, das war ja in Ulm, Können Sie das nochmal genauer schildern em, diese erste Erfahrung mit Percussion,“

Hilfreich ist es, wenn die narrativen Nachfragen nicht nur immanent sind, sondern – wie in den obigen Beispielen – diese Immanenz auch dadurch betont wird, dass der/die Interviewer/in die zuvor erzählte Passage aus der Erinnerung heraus noch einmal rezitiert und dann die/den Interviewte/n bittet, an dieser Stelle weiterzu-erzählen oder noch einmal ausführlicher zu erzählen (vgl. Schütze 1983a, S. 285).

Argumentativ-beschreibender Frageteil: Dieser dritte Teil des biographischen Interviews ist nun nicht mehr den Erzählungen gewidmet, sondern zwei anderen Textsorten. Zum einen geht es darum, detailliertere Beschreibungen von für die Biographie wichtigen Orten, sich wiederholenden Handlungsabläufen (etwa auf der Arbeit) und Zuständen zu erhalten. Zum anderen wird der/die Interviewte nun (d. h. erst am Ende des Interviews) unter Argumentationsdruck gestellt und nach den Gründen und Motiven für sein Handeln gefragt. „Es geht nunmehr um die Nutzung der Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst“ (ebd.).

Ein Beispiel für eine beschreibende Frage:

„Was war das für ein Krankenhaus, in dem Sie damals gearbeitet haben, können Sie das ein wenig schildern?“

Ein Beispiel für eine argumentative Frage:

„Warum haben Sie sich entschlossen, nach Deutschland einzuwandern?“

Derartige argumentative Nachfragen können ebenfalls immanent sein, falls sie an Argumentationen anknüpfen, die der/die Interviewte bereits in den ersten beiden Interviewteilen von sich aus abgegeben hat. Dass das biographische Interview durch die (meist recht lange) autobiographische Anfangserzählung eingeleitet wird und die argumentativen Fragen erst zum Ende des Interviews gestellt werden, wird von Fritz Schütze mit der unterschiedlichen Datenqualität von narrativen, deskriptiven, argumentativen und evaluativen Textsorten begründet, auf die nun einzugehen ist.

2.2.2 Textsorten: Erzählung, Beschreibung, Argumentation und Bewertung

Erzählungen zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen der Informant Handlungs- und Geschehensabläufe darstellt, die ein Anfang und ein Ende haben. Es geht hier – um Schütze (1987, S. 146 f.) zu zitieren – um ein „singuläres Ereignis..., das durch spezifische Zeit- und Ortsbezüge gekennzeichnet“ ist und „das den Übergang zwischen zwei Zeitzuständen“ beinhaltet, „welche durch eine Zeitschwelle voneinander getrennt“ sind und „dessen späterer aus dem früheren hervor“ geht.

Beispiel für einen Erzählabschnitt aus dem Interview mit einer Seniorin:

„(4) am sechzehnten Januar is unser Haus als einziges inner Straße also Garnisonsstraße neun, (2) von einer Bombe getroffen worden; der Osten wurde nich so stark bombardiert, (2) eh wir warn also im Bunker, und sind dann eh evakuiert worden. //mmh// wir mussten also raus aus Halle; wir hatten ja keine Wohnung mehr, und sind dann aufs (.) Dorf, eh evakuiert worden; wir speziell (.) nach Groß Ehrenburg, weil meine große Schwester dort schon eh vorher schon; gewesen is. //mmh// ja, (2) ((schniefen)) die war von der Schule schon vorher evakuiert worden; und meine Mutter is dann mit mir auf dieses Dorf hinterher gegangen. (2) ja da haben=wir dann gewohnt bis 1953“

Der (grau) unterlegte Teil dieses Interviewausschnitts ist eine Erzählung, die typischerweise mit einer Zeitangabe anfängt und mit Worten wie „und ... dann“ fortgesetzt wird. Deutlich erkennbar ist auch, dass hier eine zunächst erzählte Begebenheit (Bombardierung) eine danach erzählte Begebenheit (Evakuierung) zur Folge hat.

Beschreibungen zeichnen sich im Allgemeinen dadurch aus, dass in ihnen immer wiederkehrende Handlungsabläufe oder feststehende Sachverhalte (z. B. ein Bild, eine Maschine) dargestellt werden. Typische Hinweise auf solche Beschreibungen sind Worte wie „immer“ oder „öfters“.

Beispiel für eine Beschreibung aus dem Interview mit derselben Seniorin:

„das Zimmer war eingerichtet, das war vielleicht na so etwa so hier die Größe wie ihrs, //mmh// da stand hinten, s Fenster war auf der annern Seite hinten stand n Spn Spint n Doppelspint; was Spint is wissen se ja, so wo man so einen Mantel reinlegen kann, oben n Fach wo man noch n Pullover reinton kann; und das Ganze doppelt. //mmh// dann stand da n Bett, stand da n Bett, hier drüben stand n Kanonenofen, auf der Seite stand so ne Anrichte; da war noch ne Schüssel drin, alwarn standen zwei Schüsseln; zwei Schüsseln mit zwei Kannen; Wasser daneben. und das war die ganze Einrichtung. mehr war da nich in dem Zimmer.“

Argumentationen sind (alltags-) theoretische Zusammenfassungen und Stellungnahmen zu den Motiven, Gründen und Bedingungen für eigenes oder fremdes Handeln. Bei Schütze heißt es hierzu: „In argumentativen Textsorten tauchen stets ‚Quasi-Allsätze‘ mit (im Vergleich zum narrativen Kontext relativ) allgemeinen Prädikaten in behauptender und/oder begründender Funktion auf.“ (1987, S. 148) *Bewertungen* hängen eng mit den Argumentationen zusammen: „Bei bewertenden Textsorten sind in die Hülsen der argumentativen Quasi-Allsätze oder der abstrakt-beschreibenden Summierungssätze evaluative, einschätzende Prädikate eingelassen (wie: ‚nicht zu billigen‘, ‚deprimierend‘, usw.); bewertende Darstellungsaktivitäten verwenden in der Regel das Gerüst zumindest ansatzweise mitvollzogener (argumentativer) Grundbehauptungen und abstrakter Beschreibungen“ (ebd., S. 148).

Wie im ersten Beispiel (zur Erzählung) deutlich wird, lösen Erzählungen, Beschreibungen, Argumentationen und Bewertungen nicht einfach einander ab, sondern stehen meist in einem Vordergrund-Hintergrund-Verhältnis zueinander. Argumentationen finden sich im ersten Beispiel in den Sätzen: „wir hatten ja keine Wohnung mehr;“ und: „weil meine große Schwester dort schon eh vorher schon; gewesen ist.“ Hier bildet die Erzählung den Vordergrund (die Haupterzählung), während die Argumentation eine Hintergrundkonstruktion ist.

Prinzipiell sind mehrere ineinander verschachtelte *Vordergrund-Hintergrund-Verhältnisse* denkbar – und häufig auch empirisch zu finden: Eine Haupterzählung wird durch eine Hintergrundkonstruktion im Modus der Beschreibung unterbrochen, innerhalb derer sich dann wieder eine weitere Hintergrundkonstruktion, nun im Modus der Bewertung findet, die selbst wieder durch eine Hintergrundkonstruktion gestützt wird, die vielleicht eine Erzählung ist. Schließlich kehrt der Informant wieder zur Haupterzählung zurück.

Im obigen Beispiel, in dem im Vordergrund die Erzählung steht, beginnt der Satz: „weil meine große Schwester dort schon eh vorher schon; gewesen ist.//mmh// ja, (2) ((schniefen)) die war von der Schule schon vorher evakuiert worden;“ mit einer Hintergrundkonstruktion im Modus der Argumentation (bis: „gewesen ist.“), um dann mit einer weiteren Hintergrundkonstruktion zur argumentativen Hintergrundkonstruktion, die nun aber selbst im Modus der Erzählung gestaltet ist, fortzufahren („die war von der Schule schon vorher evakuiert worden;“).

2.2.3 Zugzwänge des Erzählens

Biographische Darstellungen können schon deshalb nicht ausschließlich aus Erzählungen bestehen, weil es für die Interviewten immer wieder notwendig wird,

etwas zu erläutern, eine ungewöhnliche Handlung argumentativ zu rechtfertigen oder zu bewerten, Hintergründe eines Ereignisses zu schildern oder bestimmte Zustände bzw. Räume zu beschreiben. Diese Eigenschaft (nicht nur) autobiographischer Stegreiferzählungen wird von Werner Kallmeyer u. Fritz Schütze (1977) mit den „Zugzwängen des Erzählens“ erklärt. Drei Zugzwänge lassen sich unterscheiden:

1. Durch den *Detaillierungszwang* wird der/die Erzähler/in „getrieben, sich an die tatsächliche Abfolge der von ihm erlebten Ereignisse zu halten und – orientiert an der Art der von ihm erlebten Verknüpfungen zwischen den Ereignissen – von der Schilderung des Ereignisses A zur Schilderung des Ereignisses B überzugehen“ (ebd., S. 188).
2. Durch den *Gestaltschließungszwang* wird der/die Erzähler/in „getrieben, die in der Erzählung darstellungsmäßig begonnenen kognitiven Strukturen abzuschließen. Die Abschließung beinhaltet den darstellungsmäßigen Aufbau und Abschluß von eingelagerten kognitiven Strukturen, ohne die die übergeordneten kognitiven Strukturen nicht abgeschlossen werden könnten“ (ebd.).
3. Durch den Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang wird der/die Erzähler/in „getrieben, nur das zu erzählen, was an Ereignissen als ‚Ereignisknoten‘ innerhalb der zu erzählenden Geschichte relevant ist. Das setzt den Zwang voraus, Einzelereignisse und Situationen unter Gesichtspunkten der Gesamtaussage der zu erzählenden Geschichte fortlaufend zu gewichten und zu bewerten“ (ebd.).

Letztlich unterliegen alle Erzählungen, auch solche, die durch erzählgenerierende Fragen eines Leitfadens hervorgehoben wurden, den genannten Zugzwängen. Je länger jedoch eine Erzählung ist, desto stärker greifen die Zugzwänge.

2.2.4 Erzählung und Erfahrung

Fritz Schütze hat darauf hingewiesen, dass die Stegreiferzählungen gerade aufgrund der Dynamik ihrer Zugzwänge besonders nahe an den Erfahrungen des Erzählers liegen. Gerade weil er seine Erzählung komplettieren (in ihrer Gestalt schließen), kondensieren und detaillieren muss, verstrickt sich der Erzähler in den Rahmen seiner eigenen Erfahrungen und lässt damit in den Erzählungen einen tiefen Einblick in seine Erfahrungsaufschichtung zu.

Hier kann – so Schütze – von einem engen Zusammenhang zwischen erzählter und erlebter Erfahrung ausgegangen werden. Dass es dennoch um die Erfahrung –

nie um das ‚wirkliche‘ Geschehen – geht, dass diese Erfahrung stets in die Haltung der Erzählenden eingebunden und insofern ‚konstruiert‘ ist, stellt ein allgemeines Postulat der qualitativen bzw. rekonstruktiven Sozialforschung dar. Es existiert also ein „Zusammenhang zwischen der Erfahrung vergangener Ereignisse – also bereits in selektiver Weise kognitiv aufbereiteter und bewerteter ‚Realität‘ – und der Erzählung dieser Ereignisse“ (Wohlrab-Sahr 2002, S. 8; kritisch dazu: Kaupert 2010, S. 17 ff.). Auf faktische Geschehensabläufe kann im narrativen Interview mithin kein Zugriff gewonnen werden, wohl aber auf die von den befragten Personen erzählte Erfahrung mit diesen Geschehensabläufen.

„Ziel der Erzählanalyse“ ist es also, zu der mit „biographischem Handeln unmittelbar verbundenen Erfahrung“ vorzudringen, „welche von der zum Zeitpunkt der Erzählung sich vollziehenden Erfahrungsrekapitulation zwar überformt ist“ wobei „diese Überformung aber (...) als solche erkennbar bleibt“ (Bohnsack 2014, S. 104f.). Diese Überformung der erzählten Zeit durch die Erzählzeit (die Zeit des Interviews) zeigt sich unter anderem in den *argumentativen Einlassungen* der Interviewten, mit denen sie die erzählte Erfahrung gegenüber dem/der Interviewer/in zu plausibilisieren versuchen. Denn im Gegensatz zu seinen erfahrungsgesättigten Erzählungen trägt der/die Informant/in in den argumentativen und bewertenden Teilen biographischer (und anderer narrativ fundierter) Interviews vor allem der Kommunikationssituation des Interviews selbst Rechnung, denn er/sie expliziert und theoretisiert hier ja gegenüber dem/der Interviewer/in Motive und Gründe seines/ihres eigenen Handelns. „Theoretische Reflexionen und evaluative Stellungnahmen haben stets einen starken inhaltlichen Bezug zum Gegenwartsstandpunkt des Erzählers, denn dem Anspruch nach gelten ja argumentative, abstrakt-beschreibende und bewertende Sätze über die unmittelbaren Situations- und Episodengrenzen der erzählten Geschichte hinaus“, heißt es hierzu bei Schütze (1987, S. 149).

2.2.5 Prozessstrukturen des Lebensablaufs

Wie bereits angedeutet, hat Fritz Schütze nicht nur jene Komponenten von Erzählungen herausgearbeitet, die sich in allen narrativ fundierten Interviews finden lassen, sondern auch solche, die sich vornehmlich in biographischen Interviews entdecken lassen. Es handelt sich hier um typische Prozessstrukturen biographischer Erzählungen, die Schütze in der Rekonstruktion der von ihm geführten biographischen Interviews herausgearbeitet hat.

Diese „Prozeßstrukturen des Lebensablaufs“ (Schütze 1983b), welche sich als die Verbindung zwischen den „Deutungsmustern und Interpretationen des Biogra-

phieträgers“ mit „seiner rekonstruierten Lebensgeschichte“ (ebd., S. 284) analysieren lassen, finden sich in unterschiedlicher Kombination in vielen biographischen Stegreiferzählungen. Als Prozessstrukturen lassen sie sich nicht auf den ‚objektiven‘ Lebensablauf oder auf dessen ‚subjektive‘ Verarbeitung reduzieren, sondern vermitteln zwischen Objektivität und Subjektivität der Lebensgeschichten.

Schütze unterscheidet in dem folgenden, längeren Zitat zwischen vier Prozessstrukturen bzw. zwischen „vier grundsätzlichen Arten der Haltung gegenüber lebensgeschichtlichen Erlebnissen“:

„1. Biographische Handlungsschemata

Sie können vom Biographieträger geplant sein, und der Erfahrungsablauf besteht dann in dem erfolgreichen oder erfolglosen Versuch, sie zu verwirklichen.

2. Institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte

Sie können im Rahmen eines gesellschaftlichen oder organisatorischen Erwartungsfahrplans vom Biographieträger und seinen Interaktionspartnern bzw. -kontrahenten erwartet sein, und der Erfahrungsablauf besteht dann in der rechtzeitigen, beschleunigten, verzögerten, behinderten, gescheiterten Abwicklung der einzelnen Erwartungsschritte.

3. Verlaufskurven

Die lebensgeschichtlichen Ereignisse können den Biographieträgern als übermächtige überwältigen, und er kann zunächst nur noch auf diese ‚konditionell‘ reagieren, um mühsam einen labilen Gleichgewichtszustand der alltäglichen Lebensgestaltung zurückzugewinnen.

4. Wandlungsprozesse

Schließlich können die relevanten lebensgeschichtlichen Ereignisse wie im Falle von Handlungsschemata ihren Ursprung in der ‚Innenwelt‘ des Biographieträgers haben; ihre Entfaltung ist aber im Gegensatz zu Handlungsschemata überraschend, und der Biographieträger erfährt sie als systematische Veränderung seiner Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten.“ (1984, S. 92)

Im Gegensatz zur Verlaufskurve, die aufgrund äußerer Bedingungen in Gang gesetzt wird, hat der Wandlungsprozess seine Wurzeln – so zumindest Schütze (1984, S. 94) – in der „Innenwelt“ des Biographieträgers“. Vom Handlungsschema wiederum unterscheidet sich der Wandlungsprozess dadurch, dass er nicht intentional herbeigeführt werden kann, sondern ein „ständiges Durchlaufen von Situationen des Erlebens von Neuem“ und eine „permanente Diskrepanz zwischen Aktivitätsplanung und -realisierung“ (ebd., S. 93) impliziert.

Das biographische Interview hat in den Sozialwissenschaften eine hohe Popularität erlangt. Dies liegt unter anderem daran, dass es als ideales Erhebungs- und

Auswertungsverfahren zur Analyse jener Vorgänge gilt, die auch in den Sozialwissenschaften von hoher Relevanz sind: institutionelle Ablaufmuster, die sich in allen Lebensläufen finden, Erleidensprozesse (Verlaufskurven), Handlungsintentionen und -schemata sowie Wandlungsprozesse.

Über das Interesse am biographischen Interview sollten aber nicht dessen Grundlagen, die ihm mit Leitfadeninterviews (insbesondere Experten- und problemzentrierten Interviews) gemeinsam sind, vergessen werden. Im Rahmen der qualitativen Sozialforschung zielen all diese Erhebungsverfahren vor allem darauf, Narrationen und Stegreiferzählungen über die von den befragten Akteuren selbst erlebte³ soziale Handlungspraxis anzuregen.⁴

3 Auch wenn Ivonne Küsters Leitfadeninterviews nicht als narrativ begreift, ist ihr doch hinsichtlich der Voraussetzungen für narrative Interviews zu folgen: Der/die Informant/in muss „selbst handelnd oder erleidend in den Vorgang involviert“ gewesen sein, der bei ihm/ihr zudem eine „gewisse Aufmerksamkeit“ erregt und einen „Prozesscharakter“ (im Unterschied zu einem sich stets wiederholenden Geschehen) haben sollte (Küsters 2009, S. 30).

4 Selbstverständlich wurde das narrative Interview als *Erhebungsverfahren* auch kritisch diskutiert. Die Kritik bezog sich vornehmlich auf die Universalität bzw. Kulturabhängigkeit des Narrativen sowie auf den Zusammenhang von Erfahrung und Erzählung (vgl. im Überblick: Küsters 2009, S. 30–38, 187 ff. und Bohnsack 2014, S. 102–105).

Interview und Dokumentarische Methode

Anleitungen für die Forschungspraxis

Nohl, A.-M.

2017, VIII, 121 S. 8 Abb., 4 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-16079-1